

In Frankreich macht man jetzt Taschenuhren, die beinahe nicht dicker sind als ein preussischer Thaler und nicht einmal so groß, welche man Cylinder-Uhren nennt.

Der Holz- oder Kunstdrechsler setzt mit dem Fußtritt ein Rad und eine Spindel, um welche eine Schnur geht, in Bewegung. Er stützt dann das Dreheisen oder den Drehstahl auf die Auflage, und aus dem Holze, Horn oder Bein, welches er durch zwei Stifte zwischen den Docken oder Keitstöcken befestiget, welche mit der Spindel verbunden sind, dreht er Kegel, Kugeln, Nadelbüchsen, Dosen, Tabacks-Pfeifen, Pfeifenröhren etc. Die Kunstdrechsler machen oft sehr künstliche Sachen besonders aus Elfenbein, und man hat noch aus dem Mittelalter bewunderwerthe Meisterstücke aufzuweisen.

So wie der Drechsler Formen aus Holz oder Bein bildet, so der Töpfer aus gereinigtem Thon. Er gebraucht dazu die Drehscheibe, vor welcher er sitzt und die er mit den Füßen in Bewegung setzt. Mit den Händen giebt er dem Thon nach und nach eine beliebige Form, indem er ihn mit Wasser befeuchtet. Er bildet Teller, Schüsseln, Töpfe, Krüge etc. und überstreicht sie mit Farben. Das Geschirre wird dann getrocknet. Nachher kommt es in den Brennofen, wodurch es gehärtet und mit einer Glasur versehen wird. Aus den sogenannten Kacheln setzt der Töpfer auch Defen zusammen. Der Töpfer erinnert uns an jenen allmächtigen Töpfer, der den ersten Menschen aus Erdenthon bildete.

Drei und zwanzigste Tafel.

Der Schneider Fig. 1. Es giebt Damen- und Herrenschneider. In frühern Zeiten bearbeiteten bloß weibliche Hände die Frauen- und Mannskleider. So verfertigten Karl des Großen Gemahlinnen und Prinzessinnen die für den Hof nöthigen Kleidungsstücke. Obschon Manche auf den Stand eines Kleidermachers etwas stolz herabbliden, so spielt er im Reiche der Mode eine wichtige Rolle. Daß schon in frühern Zeiten in Hinsicht der Kleider, namentlich im Mittelalter, großer, ja oft lächerlicher Luxus getrieben worden ist, beweisen die manchmal publicirten Kleider-Ordnungen, die aber nur selten sind respektirt worden. Ja man predigte sogar manchmal gegen den Kleider-Aufwand. So trugen die Bauern, denn sogar über diese übt die Mode ihre Macht aus, sogenannte Pluderhosen, die ungewöhnlich weit waren, daher hielt man Predigten gegen den Hosenteufel.

Daß ein Schneider Nadeln, Scheeren und Bügeleisen als Handwerkzeug braucht; daß die Pariser-Schneider so geschickt sind, Kleider ganz exact zu machen, ohne sie anzumessen, ist bekannt, daß aber ein Schneider ein Preussischer General wurde und Schlachten gewann, das ist weniger bekannt. *) Das mögen sich die Herren Schneider merken, wenn etwa Einer mit hoher Nase auf sie herabschauen will.

Der Schuster Fig. 2. Daß auch aus einem Schusterjungen etwas Großes werden kann, beweist der große Botaniker Johann von Linné. Und überhaupt ist es unrecht, irgend einen seines Standes wegen gering zu schätzen, denn wer sich redlich nährt, der wird mit Recht geehrt. Nur muß sich auch Keiner über seinen Stand zu erheben suchen und das weiße Sprichlein merken: Schuster bleib bei deinem Leisten.

Daß jedoch es keine Regel ohne Ausnahme giebt, beweist der witzige, satyrische Meisterfänger zu Nürnberg, Hans Sachs, der, wenn die Feierstunde schlug, Hammer und Zange aus der Hand legte und sich mit der heitern Dichtkunst beschäftigte. Ein anderer Meister dieses Handwerks, Jakob Böhme, schrieb sogar tief sinnige philosophische Schriften.

Der hölzerne Leisten ist die Form, nach welcher der Schuster Schuhe und Stiefel ausarbeitet. Zum Nähen gebraucht er die Ahle, mit der Kneipe schneidet er das Leder zu, auch hat er Hammer, Zangen, Nägel und den Nähdrath, welchen er aus Hanf und Pech bereitet, zu seinen Arbeiten nöthig.

Zu den sogenannten sitzenden Beschäftigungen der Menschen gehören nicht nur Schuster und Schneider sondern auch die Weber. Daher mancher von ihnen ein Stück von der Hypochondrie oder Melancholie davon trägt, wiewohl im Durchschnitt Schuster und Schneider zu den lustigen Personen gehören. Der Weber verfertigt aus Flachs und Hanf Leinwand und zwar an dem Webstuhl, der sehr künstlich eingerichtet ist, den man aber in der Wirklichkeit sehen muß, um sich einen

*) General Derflinger aus Oesterreich, von geringen Aeltern, diente verschiedenen Potentaten, endlich trat er in brandenburgische Dienste. Durch Klugheit und Muth wurde er Officier, erwarb sich durch seine Tapferkeit immer höhere Würden, wurde General und endlich von dem Kaiser, seinem Landesherrn, in den Reichsfreiherrnstand versetzt. Er starb 1695.

Begriff von der Verfertigung der Leinwand machen zu können, denn die bloße Beschreibung macht die Sache nicht anschaulich. Auch Tuch- und Zeugmacher sowie Tapetenwirker (Haute-licour) haben ähnliche Stühle. Die Aegypter sollen die Erfinder der Weberei sein, was leicht möglich ist, indem in diesem heißen Lande es viele Spinnen giebt, von denen sie die Kunst des Webens ablernten, denn in noch vielen andern Dingen sind die Thiere die Lehrmeister der Menschen gewesen. Auch war die ägyptische Leinwand Byssus im Alterthum sehr berühmt. In Lyon waren von jeher berühmte Tapetenwirker und auch Seidenwebestühle, später auch in Deutschland und besonders in dem Wuppertthale.

Die Glashütte Fig. 3. Eine der nützlichsten Erfindungen ist die Zubereitung des Glases. Die Phönizier, sagt man, sollen durch Zufall darauf gekommen seyn. Da phönizische Seefahrer an der Seeküste landeten und kochen wollten, stellten sie die Kochkessel in Ermangelung anderer Steine auf Salpetersteine, die sie in ihre Schiffe gelagert hatten. Durch die Hitze des Feuers schmolz der Salpeter, vermengte sich mit der Kieselerde, und da die Hauptsubstanzen des Glases aus Kieselerde und Laugensalzen bestehen, so bildete sich, wie diese Masse kalt wurde, eine gläserne durchsichtige Masse. Soviel ist wenigstens gewiß, daß die Phönizier das Glas schon gekannt und Handel damit getrieben haben.

Die Bestandtheile des Glases werden in kleinen Stücken im Calcinirofen calcinirt und in den Schmelzofen geworfen. Dann taucht man ein eisernes Blaserohr, das mit einem hölzernen Mundstück versehen ist und dessen anderes Ende glühend gemacht wird, in die flüssige Masse, so daß etwas daran hängen bleibt. Man rollt dieses auf einer Eisen- oder Kupferplatte, dann bläst der Arbeiter hinein. Die Masse dehnt sich in eine Blase aus, der man dann die beliebige Form giebt, nun kommt es in den Kühlofen und wird hernach auf einer Drehselbank zugeschliffen.

Um Spiegelglas zu machen, füllt man einen an einer Kette hängenden eisernen Kasten mit der flüssigen Glasmasse, bringt diesen dann auf einen Karren auf den Gießtisch. Hernach wird der Boden des Karrens gelüftet, fährt denselben zurück, während die Masse sich auf den Tisch ausbreitet, so daß man es überwalzt. Man schleift das Glas alsdann mit sehr feinem Sande und mit gepulverter Smalte. Die Franzosen haben es in der Zubereitung sehr großer Spiegelgläser weit gebracht. Auch in Baiern und Böhmen giebt es viele Glashütten.

Der Buchdrucker Fig. 4. Die Buchdruckerkunst, eine der wichtigsten und segenreichsten Erfindungen für den menschlichen Geist, verdanken wir dem Mainzer Patrizier Johann Gutenberg, welcher sie um das Jahr 1440 erfand. Sein Siegelring, welcher sich in einem Weinglase abspiegelte, vielleicht auch die Spielkarten, die im 14. Jahrhundert in Gebrauch kamen, sollen die Veranlassung dieser Erfindung gewesen seyn. Früher wurden die Bücher von fleißigen Mönchen in den Klöstern abgeschrieben, und manchmal mit den schönsten Miniatur-Malereien und Initialen ausgeschmückt. Ein solches Buch kostete aber oft so bedeutende Summen, daß nur Reiche im Stande waren, es sich anzuschaffen. Anfänglich war die neue Erfindung noch unvollkommen, indem man sich hölzerner Lettern bediente, und es mangelte auch an einer guten Presse. Doch wurden diese Hindernisse durch Zutreten des Schönschreibers Johann Schoeffer bald überwunden, welcher die einzelnen Buchstaben erhaben auf Stahl schnitt und durch Einschlagen in Kupfer scharfe solide Matrizen gewann, ein Verfahren, dessen man sich noch jetzt bedient. Bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts wurde die Buchdruckerkunst nach der alten Art fortgeführt, und erst in den letzten 20 Friedens-Jahren erhielten sowohl die Pressen als die Typen bedeutende Veränderungen. Besonders hat uns das Jubeljahr 1840 manches prachtvolle typographische Werk gebracht.

In der Druckerei erblickt man viele Schriftkassen mit kleinen Fächern, welche mit Lettern und sonstigen Zeichen angefüllt sind, vor diesen die Setzer, welche nach dem auf dem Tenakel angehefteten Manuscript aus den kleinen Fächern die nöthigen Buchstaben herausnehmen, und in den Winkelhaken bringen, bis eine Zeile fertig ist, welche dann durch Spatien von der darauf folgenden getrennt wird. Sind nun mehrere Zeilen abgesetzt, so bringt er sie in das sogenannte Schiff, umgiebt die Schrift mit Stemmformen und schraubt sie fest.

Der Drucker legt die fertige Form in die Presse, schwärzt die erhaben stehenden Lettern mit der Drucker-schwärze, welche aus Kienruß und Oelfirniß besteht, ein, legt das Papier darauf, schiebt die Form unter den Ziegel und macht den Abdruck. Verwandt mit der Typographie ist die Kupfers-, Stahlstecher- und Holzschneidekunst und die Lithographie.

Die gedruckten Textbogen und Bilder heftet der Buchbinder zusammen, preßt solche, und formt daraus das Buch.

So wie in der Buchdrucker- und in der Münzdruckerei die Werke des Geistes gleichsam geprägt werden, so prägt man in der Münzstätte die materiellen Stoffe von Kupfer, Silber oder Gold. Letztes wird mit Silber oder Kupfer, das Silber aber bloß mit Kupfer versetzt, um die Münze haltbarer auszuprägen. Das Schmelzen und Vermischen dieser Metalle geschieht in Tiegeln durch das Feuer des Windofens. Hierauf werden sie zu Stangen gegossen, zwischen Walzen gestreckt, und die

Platten mit einer Maschine in runde Stücke zerschnitten. Um zu verhindern, daß sie nicht beschnitten werden, prägt man, sobald sie gewogen worden sind, Buchstaben oder Verzierungen auf den Rand. Dann kommen sie unter die Münzpresse, wo man auf die eine Seite das Bildniß des Fürsten, auf die andere das Wappen des Landes prägt.

Die zu den Münzen nöthigen Metalle werden aus dem Schooße der Erde, aus den Bergwerken hervorgeholt, sie finden sich nur selten auf der Oberfläche der Erde. Das sonst so gold- und silberreiche Amerika machte freilich manchmal eine Ausnahme, denn da wuchs das Gold oder Silber gleichsam zur Erde heraus, man fand es wirklich zuweilen z. B. an Baumstämmen auf der Oberfläche. Als die ersten Europäer nach diesem neu entdeckten Welttheile kamen, konnten sie gegen ein Stück Eisen, gegen ein Nadelbüchschchen oder gegen Spielsachen ein Stückchen Gold oder Silber bekommen. Die Spanier schleppten vor und nach ganze Silberflotten von dort heraus.

Um aus den Bergwerken die Mineralien herauszuholen, gräbt man einen tiefen Schacht und unten Quergänge oder Stollen, um zu den Mineralien zu kommen. Die Bergknappen, deren Vorsteher der Steiger heißt, lassen sich vermöge einer Walze, an welcher ein starkes Seil befestigt ist, auf dem sogenannten Knebel oder auch auf einer Leiter hinab. Vorher, ehe sie hinabsteigen, wird gebetet oder sie begrüßen sich wenigstens mit dem Segenswunsche „Glück auf!“ — In der einen Hand halten sie das Berglicht. Unten angekommen, bauen sie mit der Keilhau die Mineralien los. Das losgeschlagene Erz wird durch einen Haspel heraufgezogen, und durch den Pochhammer oder durch sogenanntes Waschen von den Schlacken oder fremdartigen Theilen gereinigt. Alsdann kommt es in den Schmelzöfen.

Die armen Bergknappen haben ein saures Brod, wie man zu sagen pflegt. Sie wissen wohl, wie sie hinein- aber nicht immer, ob sie wieder heraus kommen. Zuweilen entwickelt sich im Bergwerk schädliche Stickluft, wodurch nicht bloß das Grubenlicht sondern auch das Lebenslicht ihnen ausgeblasen wird, oder es stürzt ein Schacht ein, wodurch sie erschlagen oder lebendig begraben werden.

Es giebt verschiedene Arten von Bergwerken: erstlich solche, in denen Gold, Silber, Eisen und andere Metalle, dann aber auch Salz und sogar Arsenik gegraben wird. Das merkwürdigste Salzbergwerk ist das von Wielizka im Königreich Galizien in den Karpathen. Es besteht aus drei Stockwerken, in die man durch 12 Schächte in dasselbe hinabfährt. Der Anblick dieser unterirdischen Welt ist wahrhaft seenartig. Man findet hier für die frommen Bergleute eine Capelle, welche in den Salzstein gehauen ist, und wo die Kanzel und der Altar aus rosenrothen krystallinischen Salzstein besteht. Auch erblickt man am Eingang die Statue des Königs August II. von Polen. Ein großer Kronleuchter aus geschliffenen Salzsteinen erleuchtet den großen unterirdischen Bergsaal, wo zuweilen Välle gehalten werden. Gleich Diamanten schimmert das Salz von allen Seiten zurück, wenn die Lichter angezündet sind. Die Größe dieses Bergwerkes beträgt 10,000 Fuß Länge, 4700 Fuß Breite und 1200 Fuß Tiefe. Bei 1200 Menschen sind darin beschäftigt, und man liefert daraus jährlich gegen 800,000 Centner Salz.

Arsenikgruben sind in Italien. Die armen Leute, welche die Noth zwingt, darin zu arbeiten, sind sehr zu bedauern, denn diese Gruben liegen sehr tief, und die unterirdische Ausdünstung ist in ihnen doppelt gefährlich. Die Kohlengruben liefern uns bei dem immer fühlbarer werdenden Mangel an Holz den nöthigen Brennstof, um uns im Winter gegen Kälte zu schützen. Die Fettkohlen braucht der Schmied, und andere Handwerker zum glühen der zu verarbeitenden Metalle. Dampfschiffe und Eisenbahnen würden ohne die Kohlen vielleicht nie entstanden sein.

Der Maler. Fig. 5. Bis her haben wir euch, liebe Kinder, mit den hauptsächlichsten nützlichen Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens unterhalten. Es liegt aber im Menschengest die Kraft, noch nach Höherem zu streben, er erhebt sich in das schöne Reich des Schönen oder der Künste. Das Wort Kunst wird im gewöhnlichen Leben nicht immer genau genommen, so spricht man von einer Fechtkunst, von einer Koch-, Schreibe- oder Buchdruckerkunst. Streng genommen aber sind diese Beschäftigungen keine Künste. Nur wenn ein großer herrlicher Gedanke, eine seltene That, eine erhabene Idee von dem gefühlvollen Geiste eines in irgend einer Kunst ausgebildeten Menschen kunstgemäß und also gefühlvoll dargestellt wird, so nennen wir dies Kunst im höhern Sinne des Wortes. Man theilt die Künste in die der Zeit z. B. die Musik und in die des Raumes z. B. die Malerei und nimmt in allem sieben sogenannte freie Künste an, nämlich: die Dichtkunst, Redekunst, Malerkunst, die Musik, die Baukunst, die Schauspielkunst, die Tanzkunst (im höhern Sinne des Wortes.)

Alle diese einzelnen Arten haben den Zweck, das Schöne entweder für das Gehör oder für das Auge darzustellen. Gott ist der Ursprung alles Schönen, sowie auch alles Guten und Wahren. Schön ist demnach in Hinsicht der Kunst, was zu Gott führt. Ein gegen die guten Sitten anstößiges Gemälde, kann, wenn es auch noch so kunstfertig gemalt ist, nicht im wahren Sinne schön genannt werden. Zwar wird in der Kunst das Böse auch dargestellt, aber aus dem rechtfertigenden Grunde, es in seiner abschreckenden Häßlichkeit darzustellen, um die Gemüther um so mehr für Gott und die Tugend zu gewinnen. Daher gieng in frühern Zeiten die Malerkunst an der Hand der Religion, aus welcher wir noch so viele fromme Gemälde aufzuweisen haben.

Als gegen das Ende des Mittelalters die Malerkunst anfang zu blühen, da bildeten sich mehrere Malerschulen z. B. die italienische, die deutsche, die französische, die niederländische, in denen sich ehrenwerthe Männer als Meister hervorthaten. Einer der größten der italienischen Schule war Raphael Sanzio. Sein Vater Giovanni Sanzio, war ebenfalls Künstler. Der Sohn wurde zu Urbino am Charfreitag 1483 geboren. Sein Lehrer war Pietro Perugino. Man hat schon Gemälde aus seinem 15ten Jahre aufzuweisen. In Florenz bildete er sich weiter aus. Hier hatte die Bekanntschaft des Malers Fra Bartolomeo einen besonders wohlthätigen Einfluß auf seine Kunst. Unter Papst Julius II. wurde er nach Rom berufen, wo er den Vatican mit seinen Meisterwerken verschönerte. Sein letztes Gemälde war die Verkündigung Christi. Er wurde von einem Fieber befallen und starb 37 Jahre alt am Charfreitag 1520. Er hinterließ den Ruhm als einer der größten Maler, und neben einer schönen Gestalt hatte er viel Sinnemendes in seinem Wesen.

In der deutschen Schule erreichte Albrecht Dürer den höchsten Ruhm als der Vater der deutschen Malerei und Kupferstecherkunst. Er wurde zu Nürnberg 1471 geboren. Sein Vater war daselbst Goldschmied. Der Sohn erlernte dasselbe Handwerk, doch widmete er sich endlich der Kunst. Sein Lehrer war der Nürnberger Maler Michael Wohlgemuth. Nachdem er mehrere Reisen gemacht hatte, verheirathete er sich in seiner Vaterstadt mit des Mechanikers Hans Frizens Tochter, mit der er aber in trüben Verhältnissen gelebt haben soll. Denn obgleich er ungemein fleißig war, so konnte er ihr doch nicht genug malen, da sie sehr geizig gewesen sein soll. Kaiser Maximilian und Karl V. machten ihn zu ihrem Hofmaler, und er wurde überhaupt nicht bloß seiner Kunst wegen sondern auch als Mensch hochgeehrt. Er starb zu Nürnberg 1528 im sieben und fünfzigsten Jahre seines Alters. Er war nicht nur Maler sondern auch Mathematiker und schrieb sogar ein Buch über den Festungsbau. In der Holzschnidekunst, im Kupferstechen war er sehr geschickt, auch soll er die Aekunst erfunden haben. Noch ist sein Wohnhaus in Nürnberg und auf dem Kirchhof St. Johannis seine Grabstätte zu sehen.

Wie hochgeehrt die Maler der damaligen Zeit wurden, beweist eine Anekdote, die von dem vielberühten Titian dem Venetianer erzählt wird. Als er das Portrait Kaiser Karl V. malte, ließ er seinen Pinsel fallen, und Karl bückte sich und hob ihn auf. Titian entschuldigte sich, Karl aber versetzte: „Ich freue mich, daß ich zu einer Zeit lebe, wo ich dem Titian einen Dienst erweisen kann.“

Die Malerei theilt man in die der Blumen, der Landschaften, der Portraits, in die Genre- und in die Historienmalerei. Man malt in Wasserfarben, in Del oder al Fresko, indem man auf den frisch aufgeworfenen Kalk Wasserfarben aufträgt. Der Pastellmaler malt mit trocknen Farbestiften, diese Malerei will aber äußerst delikat behandelt werden und ist nicht sehr haltbar. Die Oelfarben werden auf einer Stein- oder Glasplatte vorher abgerieben, die dann der Maler auf die Palette, die er in der linken Hand hat und von da auf sein Tableau aufträgt, welches auf der Staffelei aufgestellt ist.

Die Malerkunst ist gar nicht so leicht als manche unerfahrene Jünglinge sich träumen. Denn wenn auch einer noch so richtig zeichnen und fertig malen gelernt hat, so kommt es doch noch darauf an, ob er eigne Ideen selbst schaffen und darstellen kann d. h. ob er Genie hat. Das Letztere kann man sich nicht geben, man kann es in keiner Kunstschule erlernen, dieß giebt der liebe Gott. Es geht gerade so wie mit der Dichtkunst, denn es giebt nirgendwo Dichterschulen. Die Gabe zu dichten, ist eine Gabe Gottes, doch ist eine geistige Ausbildung, selbst auch beim Maler nebenbei nöthig, der freilich auch noch das Mechanische der Zeichnung, der Farbenbehandlung und des Pinsels erlernen muß.

Der Bildhauer Fig. 6. Ist verwandt mit dem Historienmaler, während letzterer aber in Farben malt, so arbeitet jener in Stein, in Elfenbein oder auch in Holz. Er bildet aus dem rohen Stein vermittelst des Hammers und des Meißels seine idealischen Gestalten, Statuen und Büsten. Die alten Griechen waren hierin unübertreffliche Muster, und ihre Göttergestalten, die vom Untergang gerettet worden sind, erregen noch immer die Bewunderung der

Nachwelt. Der Grieche Pheidias war im hohen Alterthum einer der berühmtesten, und sein Meisterstück der olympisch^e Jupiter, in kolossaler Form, war aus Elfenbein geformt und die Bekleidung aus Gold. Die Römer waren mehr Nachahmer der Griechen. Das Mittelalter hatte die Kunst wenig kultivirt, doch gab es, namentlich in der letztern Zeit, sehr geschickte Kunstgießer. Das vollendetste Meisterstück dieser Art ist das Grab des heil. Sebaldus mit den 12 Aposteln in der Sebaldus-Kirche zu Nürnberg, verfertigt von Peter Vischer und seinen drei Söhnen.

In unsern Zeiten lebte die Bildhauerkunst wieder auf und zwar durch den Italiener Canova, durch Danneker aus Stuttgart, durch Rauch aus Berlin, durch Thorwaldsen aus Dänemark &c.

Die Baukunst. Diese Kunst ist nicht nur sehr nützlich, sondern sie schafft auch für das Auge schöne Formen von Gebäuden. Der Baumeister muß nicht nur sehr richtig zeichnen können, er muß sich besonders auch mit den Gesetzen des Perspektivs und der Mechanik vertraut machen. Im Alterthum haben sich besonders die Aegypter und Griechen in der Architektur ausgezeichnet. Die erstern führten riesengroße Gebäude auf, die letztern sahen mehr auf die harmonische Symmetrie und auf edle Verhältnisse. Der Tempel Parthenon zu Athen mit den schönen Propyläen war ein Meisterstück der edlen griechischen Baukunst. In Rom wird noch das Pantheon als ein Meisterstück römischer Baukunst bewundert.

Im Mittelalter blühte die christlich-gothische Baukunst, wovon der Dom zu Köln, Straßburg, Freiburg, Regensburg &c. die merkwürdigsten Beweise liefern.

Im italienischen Style wird das Wunderwerk neuerer Baukunst die Peterskirche in Rom angestaunt. Sie wurde in 155 Jahren vollendet und die Kosten betragen 56 Millionen Thaler. Sie ist 666 Fuß lang, 284 Fuß breit und 503 Fuß hoch. Die Kuppel hat 204 Fuß im Durchmesser, die von 4 Pfeilern getragen wird, wovon jede 90 Fuß dick ist. In der Kirche stehen 29 Altäre. Der 116 Fuß lange Platz vor der Kirche ist auf beiden Seiten mit halbrunden dreifachen Colonnaden eingefast. In der Mitte steht der unter Kaiser Caligula nach Rom gebrachte Obelisk aus der ägyptischen Stadt Heliopolis, den Pabst Sixtus V. aufs neue wieder aufrichten ließ. Auf beiden Seiten zieren zwei prächtige Springbrunnen das Ganze. Unter den Gebäuden neuerer Zeit verdienen unter andern angeführt zu werden: das Zeughaus in Berlin, die katholische Kirche in Dresden, die Walhalla bei Regensburg, die kolossale Kirche zum Erlöser in Moskau mit 48 Glocken und überhaupt mehrere prachtvolle Gebäude in München &c.

Wenn wir die Baukunst mit der Musik vergleichen, so müssen wir jener den Vorzug vor dieser in sofern geben, daß, während die Musik schöne und erhabene Gedanken an unserm horchenden Sinne vorüberführt, die aber eben so schnell wieder verschwinden; so zeigt uns die Baukunst eine erhabene Idee als bleibend vor unsern Augen, wir werden von den schönen großartigen Verhältnissen des Gebäudes gefesselt, wir freuen uns, daß ein so erhabener Gedanke in der Brust eines Menschen entstehen und in so feste himmelanstrebende Formen gebracht werden konnte, und indem wir mit der Seele des Künstlers mitfühlen, erhebt auch uns der Gedanke, daß ein so großartiges Monument die Größe der fühlenden Menschenseele beurfundet.

Bier und zwanzigste Tafel.

Die vier Jahreszeiten.

Der Frühling und der Sommer.

Der liebe Gott hat unsere Erde wunderbar und weise eingerichtet. Durch den scheinbaren Lauf der Sonne, wodurch die Erde sich derselben bald nähert, bald wiederum entfernt, und also mehr oder weniger erwärmt wird, durchgeht die Erde eine vierfache Veränderung, wodurch die vier Jahreszeiten entstehen. Dieser Wechsel geschieht nicht plötzlich sondern nur allmählich. Die Natur macht es nicht wie mancher unvernünftige Schüler, der mit einmal alles erlernen will, sondern sie wirkt und schafft nach dem stillen Gesetze allmählicher Entwicklung, sie läßt sich Zeit, sie ruht zur rechten Zeit aus, um desto thätiger hernach wieder zu wirken.

Nach dem starren Winter erscheint der holde Frühling gleich einem unschuldigen schönen Jüngling. Die Schneeglöckchen verkündigen seine Ankunft; die Veilchen schicken ihren sanften Duft empor, die Wiesen und Gebüsche kleiden sich in die